

Verbotenes
VERLANGEN

ANNE RAMPLING

Verbotenes
VERLANGEN

Aus dem Amerikanischen
von Angelika Weidmann



EROTIK-BIBLIOTHEK

Die Originalausgabe EXIT TO EDEN erschien bei
Arbor House Publishing Co., New York

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt

3. Auflage

Lizenzausgabe des Wilhelm Heyne Verlags
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München,
für die BILD-Erotik-Bibliothek 2006

Copyright © 1985 by Anne Rampling

Copyright © 1996 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhem Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH

Printed in Germany 2006

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10: 3-453-69908-4

ISBN-13: 978-3-453-69908-3

<http://www.heyne.de>

LISA

Ich heiße Lisa.

Ich bin einsfnfundsiebzig groß. Mein Haar ist dunkelbraun und lang. Ich trage oft Leder, immer hohe Stiefel, manchmal handschuhweiche Jacken und hin und wieder sogar Lederrcke, und ich trage Spitzen, insbesondere, wenn ich welche finde, die mir gefallen: schneeweiße, feine, altmodische Spitzen. Ich habe helle Haut, die schnell braun wird, große Brüste und lange Beine. Auch wenn ich mich selber nicht schön finde und nie schön gefunden habe, weiß ich, daß ich es bin. Sonst wäre ich nicht Trainerin im Club.

Gute Statur und große Augen sind die wahren Grundlagen meiner Schönheit, nehme ich an, und üppiges volles Haar – und etwas in meinem Gesichtsausdruck, so daß ich meistens s und irgendwie verloren ausschaue, aber ich kann männlichen und weiblichen Sklaven Furcht einflößen, sobald ich zu reden anfangen.

Im Club bezeichnen sie mich als Perfektionistin, was kein schlechtes Kompliment ist, wenn man in einem Laden wie dem Club so genannt wird, wo jeder nach irgendeiner Art von Perfektion strebt; dieses Streben ist ein Teil des ganzen Vergnügens.

Ich gehöre zum Club, seit er aufgemacht hat. Ich habe ihn mitgegründet, seine Prinzipien mit ausgearbeitet, war bei der Begutachtung der ersten Mitglieder und der ersten Sklaven dabei. Ich habe die Regeln und Grenzen festgelegt. Und ich habe den größten Teil der Ausstattung, die dort heute benutzt wird, erdacht und entworfen. Ich habe sogar einen Teil der Bungalows und Gärten gestaltet, den Morgen-Pool und die Brunnen. Ich

habe mehr als zwanzig der Suiten selbst dekoriert. Über die vielen Nachahmer muß ich grinsen. Es gibt keine echte Konkurrenz für den Club.

Der Club ist, was er ist, weil er an sich selbst glaubt. Sein Zauber und sein Schrecken wurzeln darin.

Das hier ist eine Geschichte, die im Club geschah.

Ein großer Teil der Geschichte spielt nicht einmal dort. Sie findet in New Orleans und auf dem Land in der Umgebung von New Orleans statt. Und in Dallas. Aber das ist ziemlich unwichtig.

Die Geschichte begann im Club. Und egal, wohin sie von dort aus führt, sie handelt vom Club.

Willkommen im Club.

LISA

Die neue Saison

Wir warteten auf die Landeerlaubnis. Der riesige Jet umkreiste die Insel langsam auf der Touristenroute. Ich nenne sie so, weil man alles so deutlich sehen kann: die zuckerweißen Strände, die kleinen Buchten und das weitläufige Gelände des Clubs – hohe Steinmauern und von Bäumen überschattete Gärten, den großen Komplex ziegelgedeckter Gebäude, halb unter Mimosen und Pfefferbäumen versteckt. Man sieht die verstreuten Rhododendronbüsche mit weißen und rosa Blüten, die Orangenhaine und die Felder voller Mohnblumen und dunkelgrünem Gras.

Vor den Toren des Clubs liegt der Hafen. Und hinter dem Gelände liegen der betriebsame Flughafen und der Hubschrauberplatz.

Alle Welt kam zur Eröffnung der neuen Saison.

Ungefähr zwanzig Privatflugzeuge blinkten silbrig in der Sonne, ein halbes Dutzend schneeweißer Jachten ankerte im grünblau glitzernden Wasser vor der Küste.

Die *Elysium* lag schon im Hafen. Sie wirkte wie ein Spielzeugschiff in einem Lichtermeer. Wer ahnte schon, daß sich dort dreißig oder mehr Sklaven an Bord befanden, die atemlos darauf warteten, nackt über Deck und ans Ufer getrieben zu werden?

Die Sklaven machen ihre Reise zum Club aus einleuchtenden Gründen in Kleidern. Aber ehe sie die Insel sehen, geschweige denn betreten dürfen, werden sie ausgezogen.

Nur nackt und unterwürfig sind sie zugelassen, und ihre ganze Habe wird bis zu ihrer Abreise in einem großen Keller unter einer Nummer aufbewahrt.

Ein sehr dünnes goldenes Armband am rechten Handgelenk mit kunstvoll eingraviertem Namen und einer Nummer identifiziert den Sklaven, obwohl während der ersten Tage eine ganze Menge mit Fettstift auf dieses umwerfend nackte Fleisch geschrieben werden wird.

Das Flugzeug neigte sich ein wenig und kam näher zum Dock. Ich war froh, daß das kleine Schauspiel noch nicht angefangen hatte.

Mir blieb ein bißchen Zeit, vor der Inspektion in Ruhe ein Stündchen in meinem Zimmer bei einem Glas Bombay-Gin mit Eis zu verbringen.

Ich lehnte mich zurück, fühlte, wie eine sanfte Wärme, eine undeutliche Erregung aus meinem Inneren aufstieg und meine ganze Hautoberfläche erfaßte. Die Sklaven waren so hinreißend ängstlich in diesen kurzen Anfangsmomenten. Ein köstliches Gefühl. Und es war nur der Anfang von all dem, was der Club für sie bereit hielt.

Ich war ungewöhnlich begeistert, wieder hier zu sein.

Ich fand die Ferien aus irgendeinem Grund immer anstrengender, die Tage in der Außenwelt seltsam unwirklich.

Und der Besuch bei meiner Familie in Berkeley war unerträglich gewesen, weil ich wieder den gleichen alten Fragen, was ich tat und wo ich den größten Teil des Jahres verbrachte, ausweichen mußte.

»Warum um Himmels willen ist es denn so ein Geheimnis? Wo fährst du hin?«

Es gab Zeiten bei Tisch, wo ich absolut nichts von dem hörte, was mein Vater sagte, und nur seine Lippenbewegungen sah. Und wenn er mir eine Frage stellte, mußte ich irgendwas erfinden wie Kopfschmerzen oder Übelkeit, weil ich den Faden verloren hatte.

Die besten Momente waren komischerweise die, die ich als kleines Mädchen gehaßt hatte: Wenn wir am frühen Abend zusammen um den Block gingen, den Hügel rauf und runter, wenn er seinen Rosenkranz betete und um uns herum die Abend-

geräusche der Berkeley-Hügel zu hören waren und kein Wort gesprochen wurde. Ich fühlte mich während dieser Spaziergänge nicht etwa elend wie als kleines Mädchen, war nur still, weil er still war, und unerklärlich traurig.

An einem Abend bin ich mit meiner Schwester nach San Francisco gefahren, und wir haben zusammen in einem geschneigelten kleinen Restaurant mit dem Namen »Saint Pierre« am North Beach zu Abend gegessen. An der Bar stand ein Mann, der mich nicht aus den Augen ließ, der klassische junge Rechtsanwalt-Typ mit weißem, grobgestricktem Pullover unter der grauen Hahnentritt-Jacke, mit einem Haarschnitt, der windzerzaust aussehen sollte, und einem Mund, der zum Lächeln bereit war. Genau die Sorte, die ich in der Vergangenheit immer gemieden hatte, gleich, wie hübsch der Mund und wie strahlend der Ausdruck war.

Meine Schwester meinte: »Schau nicht hin, aber der verschlingt dich bei lebendigem Leib.«

Ich hatte größte Lust aufzustehen, zur Bar zu gehen und ein Gespräch mit ihm anzufangen, meiner Schwester die Autoschlüssel zu geben und ihr zu sagen, wir sähen uns morgen wieder. Warum kann ich das nicht, fragte ich mich ständig. Einfach mit ihm reden? Schließlich war er mit einem Pärchen zusammen und offenbar ohne Partnerin.

Wie wäre das wohl gewesen, Vanille-Sex, wie sie's nennen, in irgendeinem kleinen Hotelzimmer am Pazifik, mit diesem wunderbar gesunden Mister Heile Welt, der im Traum nicht auf die Idee gekommen wäre, mit Miss Spitzen und Leder aus dem großartigsten exotischen Sexclub der Welt zu schlafen? Vielleicht wären wir sogar in sein Apartment gegangen, irgendeine kleine Wohnung, ordentlich eingerichtet, mit Blick auf die Bucht. Er hätte Miles Davis aufgelegt, und wir hätten zusammen ein Abendessen im Wok zubereitet.

Du tickst nicht richtig, Lisa. Phantasien sind dein Handelskapital, aber nicht solche Phantasien.

Sieh zu, daß du schleunigst aus Kalifornien verschwindest.

Aber die üblichen Zerstreungen anschließend hatten mir auch nicht viel gebracht, obwohl ich den Rodeo Drive für eine neue Garderobe geplündert und einen turbulenten Nachmittag bei Sakowitz in Dallas verbracht hatte, dann in New York *Cats* und *My One and Only* und ein paar Off-Broadway-Shows angeschaut hatte, die wirklich gut waren. Ich hatte alle Museen besucht, war zweimal in der Met gewesen, hatte jedes Ballett gesehen, für das ich Karten bekam, Bücher, massenweise Bücher und Videofilme gekauft, die für die kommenden zwölf Monate ausreichen würden.

Das alles hätte ein Vergnügen sein sollen. Ich hatte mit siebenundzwanzig bereits mehr Geld verdient, als ich jemals gedacht hatte, in meinem ganzen Leben zu verdienen. Hin und wieder versuchte ich mich zu erinnern, wie das gewesen war, als ich mir alle diese vergoldeten Lippenstifte in Bill's Drugstore auf der Shattuck Avenue gewünscht hatte und nur einen Vierteldollar für ein Päckchen Kaugummi besaß. Aber das Geldausgeben war unbefriedigend. Ich war erschöpft und ausgelaugt.

Abgesehen von ein paar ganz seltenen, bittersüßen Augenblicken, wenn Tanz und Musik in New York wirklich himmlisch waren, lauschte ich auf diese innere Stimme, die ständig sagte:

Geh nach Hause, zurück in den Club. Wenn du nicht auf der Stelle umkehrst und zurückgehst, ist er vielleicht gar nicht mehr da. Und alles, was du vor dir siehst, ist gar nicht wahr.

Seltsames Gefühl. Diese Vorstellung des *Absurden*, wie es die französischen Philosophen nennen, die mir ein solches Unbehagen verursachte, daß ich glaubte, ich würde nirgendwo einen Ort finden, um auch nur tief Luft holen zu können.

Am Anfang hatte ich die Ferien immer gebraucht, hatte es gebraucht, durch ganz normale Straßen zu gehen. Warum also diesmal diese Rastlosigkeit, diese Ungeduld, dieses Gefühl, eine Gefahr für den Seelenfrieden derer zu sein, die ich liebe?

Schließlich verbrachte ich das Ende meiner Ferien in meinem Zimmer im Adolphus in Dallas und schaute mir wieder und

wieder einen kleinen Film an. *Angelo, My Love*, von dem Schauspieler Robert Duvall. Er handelt von Zigeunern in New York.

Angelo ist ein pfiffiger, schwarzäugiger kleiner Junge von etwa acht Jahren, richtig clever und intelligent und hübsch, und es ist sein Film, seiner und der seiner Familie, und Duvall hat sie einen großen Teil ihrer Dialoge selber erfinden lassen. Der Film ist realistischer als die Wirklichkeit, ein Film über ihr Leben in ihrer eigenen Zigeunerwelt. Außenseiter mittendrin, mitten in New York.

Aber es war verrückt von mir, in einem verdunkelten Hotelzimmer in Dallas zu sitzen und einen Film siebenmal anzuschauen, weil die filmische Wirklichkeit exotisch war, diesem frechen, kleinen, schwarzhaarigen Jungen zuzusehen, wie er seine kleine Freundin anruft und piesackt oder in den Umkleide-raum eines Country-Western-Kinderstars geht und mit ihm flirtet, dieser furchtlose, gutherzige, kleine Junge, der mitten im Leben steht.

Was soll das eigentlich alles bedeuten, fragte ich mich wie ein Schulmädchen. Warum bringt mich das zum Weinen?

Vielleicht, weil wir alle Außenseiter sind und uns alle unse-
ren unüblichen Weg durch die Wildnis der Normalität schlagen, die nichts als ein Mythos ist.

Vielleicht war sogar Mister Heile Welt aus der »Saint Pierre«-Bar in San Francisco eine Art von Außenseiter – der junge Anwalt, der Gedichte schreibt – und er wäre am nächsten Morgen bei Kaffee und Croissants nicht auf den Hintern gefallen, wenn ich gesagt hätte: »Rat mal, womit ich mein Geld verdiene. Nein, in Wirklichkeit ist es mehr als ein Beruf, es ist eine Berufung, es ist sehr ernst, es ist ... mein Leben.«

Verrückt. Dasitzen, Weißwein trinken und einen Zigeunerfilm anschauen, das Licht ausmachen und das nächtliche Dallas anschauen, all diese glitzernden Wolkenkratzer, die wie Leitern in den Himmel ragen.

Ich lebe im Außenseiter-Himmel, nicht wahr? Wo alle geheimen Sehnsüchte befriedigt werden können, wo man nie allein

ist und immer in Sicherheit. Im Club habe ich mein ganzes Erwachsenenleben zugebracht.

Ich mußte einfach wieder dorthin zurück, das ist alles.

Und nun kreisten wir wieder über Eden, und es war schon fast an der Zeit, die neu angekommenen Sklaven genau in Augenschein zu nehmen.

Mich drängte es, diese Sklaven zu sehen, nachzuschauen, ob etwas Neues, etwas ganz und gar Außergewöhnliches dabei war ... Ach, diese uralte, romantische Sehnsucht!

In jedem Jahr sind die Sklaven anders, ein bißchen klüger, interessanter, anspruchsvoller. Mit jedem Jahr, da der Club berühmter wird und mehr und mehr solche Clubs eröffnet werden, ist die Herkunft der hereinkommenden Sklaven vielfältiger. Und man weiß nie, wer da kommt, welche neue Gestalt dieses Fleisch annehmen wird.

Erst vor ein paar Tagen hatte eine sehr große Versteigerung stattgefunden, eine von drei internationalen Versteigerungen, zu denen es hinzugehen lohnt, und ich wußte, daß wir gut eingekauft hatten, Zweijahresverträge für etwa dreißig Männer und Frauen, allesamt hinreißend und mit ausgezeichneten Empfehlungen aus einigen der besten Häuser in Amerika und Übersee.

Ein Sklave wird bei einer solchen Versteigerung erst vorgeführt, wenn er oder sie ein Training abgeschlossen und jeden Test erfolgreich absolviert hat. Hin und wieder kriegen wir einen unwilligen oder wankelmütigen jungen Mann oder eine junge Frau, die beim Herumspielen mit Lederpeitschen und Strapsen mehr oder weniger zufällig mitgeschwemmt wurde. Diese Sklaven befreien wir sehr schnell und zahlen sie aus. Wir mögen keine Verluste. Aber der Sklave kann nichts dafür.

Allerdings ist es erstaunlich, wie viele von ihnen ein Jahr später auf den teuersten Versteigerungsbühnen auftauchen. Und wenn wir sie dann kaufen – und das tun wir, wenn sie schön

und stark genug sind –, erzählen sie uns später, daß sie, seit sie freigelassen worden waren, nur noch vom Club geträumt haben.

Aber um den Faden wieder aufzugreifen: Solche Fehler geschehen nicht bei den großen Versteigerungen.

Vor dem Verkauf werden die Sklaven zwei Tage lang von einem Prüfungskomitee begutachtet. Sie müssen perfekten Gehorsam, Wendigkeit und Flexibilität beweisen. Die Empfehlungsschreiben und Papiere werden wieder und wieder geprüft. Die Sklaven werden nach Ausdauer und Temperament bewertet; sie werden nach einer Reihe körperlicher Kriterien klassifiziert, und man kann, wenn man will, allein aufgrund des ausführlichen Katalogs und der Fotos sehr gut einkaufen.

Natürlich wiederholen wir diese Bewertungen für unsere eigenen Bedürfnisse und nach unseren eigenen Standards, sobald die Sklaven zu uns kommen. Aber es ist sichergestellt, daß die Ware aus diesen Versteigerungen erstklassig ist.

Und kein Sklave gelangt in den Ausstellungsraum der Auktion, wo er gekonnt auf einer beleuchteten Plattform bereit steht, um von unzähligen Händen und Augen begutachtet zu werden, wenn er nicht ein fabelhaftes Exemplar ist.

Zu Beginn pflegte ich selbst zu den wichtigsten Versteigerungen zu gehen.

Es ging nicht nur um das Vergnügen, mir diejenigen dieser Grünschnäbel herauszupicken, die ich haben wollte – und egal, wieviel Training sie bereits genossen haben, sie *sind* Grünschnäbel, bis wir sie ausgebildet haben –, es ging auch um die Aufregung bei diesen Auktionen selbst.

Unabhängig davon, wie gut ein Sklave oder eine Sklavin vorbereitet worden ist, die Auktion ist eine Katastrophe. Es gibt viel Gezitter, strömende Tränen, das entsetzliche Alleinsein des nackten Sklaven auf dem sorgfältig ausgeleuchteten Sockel, all diese köstliche Anspannung und dieses so exquisit wie ein Kunstwerk dargebotene Leiden. Es ist in jeder Hinsicht so gut wie irgendein Club-Programm, das ich je erarbeitet habe.

Stundenlang läßt man sich durch den riesigen, mit Teppichen

ausgelegten Ausstellungsraum treiben und schaut sich einfach nur um. Die Wände sind immer in beruhigenden Farben gestrichen: Zinnoberrot oder Blaukehlcheneierblau. Die Beleuchtung ist perfekt. Und der Champagner ist hervorragend. Es gibt keine störende Musik. Der Rhythmus ist das eigene Herzklopfen.

Man kann die Kandidaten anfassen und befühlen, wenn man sie inspiziert, auch denjenigen eine Frage stellen, die gnadenlos ungeknebelt sind (sprachtrainiert nennen wir es. Es heißt, darauf trainiert zu sein, niemals zu sprechen, es sei denn, man richtet das Wort an sie, niemals die leisesten Wünsche oder Vorlieben zum Ausdruck zu bringen). Manchmal machen einen die anderen Trainer auf ein hübsches Exemplar aufmerksam, vielleicht, weil sie meinen, sie könnten es sich selbst nicht leisten. Gelegentlich sammelt sich eine Gruppe von Käufern um eine außergewöhnliche Schönheit, die ein Dutzend oder mehr viel-sagende Positionen einnehmen und einem Dutzend Befehlen gehorchen muß.

Ich habe mir nie die Mühe gemacht, einen Sklaven bei einer Auktionsvorbesichtigung zu peitschen oder zu fesseln. Es gibt genug Leute, die das nur allzugern tun, und man braucht nur abzuwarten und zuzuschauen. Und die wenigen während des Bietens ausgeteilten Schläge können einem alles sagen, was man wissen muß.

Außerdem bekommt man jede Menge überflüssige Weisheiten zu hören: Dieser Sklave bekommt viel zu leicht blaue Flecken, da kriegst du nie genug für dein Geld, und diese Haut fühlt sich kätzchenweich an, ist aber äußerst zäh, oder solche kleinen Brüste sind wirklich die besten.

Man kann durchaus etwas daraus lernen, wenn man sich mit dem Champagner zurückhält. Aber die richtig guten Trainer geben nur wenig von sich selbst oder von den armen, zitternden Opfern, die sie untersuchen, preis. Ein richtig guter Trainer kann alles erfahren, was er wissen will, indem er sich einem Sklaven nähert und ihm oder ihr unvermittelt eine Hand auf den Nacken drückt.

Es ist auch kein geringer Teil des Vergnügens, die anderen

Trainer zu sehen, die aus der ganzen Welt zusammenkommen. Wie Götter und Göttinnen wirken sie manchmal, wenn sie aus den schwarzen Limousinen steigen: in abgewetzten Jeans und aufgeknöpften Hemden aus der allerfeinsten indischen Baumwolle oder eine über die Schulter gerutschte Seidenbluse, die fast auseinanderfällt. Wildes Haar und dolchscharfe Fingernägel. Oder die kühlen Aristokraten im schwarzen Dreiteiler, mit eckigen, silbergefaßten Brillen und perfekt gekämmtem, kurzem Haar. Ein Durcheinander von Sprachen (auch wenn sich Englisch als Sprache der Sklaven international mehr oder weniger durchgesetzt hat), und das bei einem Dutzend verschiedener Nationalitäten jeweils besondere Gepräge von dem, was fast immer ein herrisches Dominanzgehabe ist. Selbst bei denen mit den süßen Gesichtern, den scheinbar Unschuldigen, ist unterschwellig diese Macht erkennbar.

Ich erkenne Trainer, wenn ich sie sehe. Ich habe sie überall erspäht, in dem schmutzigen kleinen Zelt im Tal der Könige in Luxor, auf der Veranda des Grand Hotel Olafsson in Port-au-Prince.

Es gibt diese untrüglichen, verräterischen Zeichen wie das breite schwarze Lederuhrarmband und die hohen Absätze, die man in einem gewöhnlichen Laden niemals finden wird. Und dann die Art und Weise, in der sie jeden Mann und jede Frau im Raum mit den Augen ausziehen.

Jeder ist potentiell ein nackter Sklave, sobald man erst einmal Trainer geworden ist. Und man wird von einer Aura hochkarätiger Sinnlichkeit umgeben, die man fast nicht abschütteln kann. Die nackte Kniekehle einer Frau, die kleine Falte, wo ein bloßer Arm sich gegen den Leib drückt, die Art, wie ein Männerhemd sich über der Brust spannt, wenn er die Hände in die Taschen steckt, die Hüftbewegung eines Kellners, wenn er sich nach einer auf den Boden gefallenen Serviette bückt: wo man auch hinget, sieht man dergleichen und fühlt dieses ständige Surren der Erregung. Die ganze Welt ist ein Club der Lust.

Ein ganz besonderes Vergnügen bei den Auktionen besteht darin, diese ganz wenigen superreichen Individuen zu beobach-

ten, die sich in ihren Häusern oder Landsitzen Trainer halten und bei den Versteigerungen Sklaven für ihren eigenen Bedarf erwerben. Sie sind oft verblüffend, diese Privatbesitzer, ein seltener Haufen.

Ich erinnere mich an einen gutaussehenden Achtzehnjährigen in Begleitung von zwei Leibwächtern, der mit großem Ernst den Katalog durchblätterte, jedes Opfer durch seine violette Sonnenbrille musterte, sich ihm dann näherte, um es bedächtig zu kneifen. Er war ganz in Schwarz gekleidet, bis auf ein Paar taubengraue Handschuhe, die er nie auszog. Ich konnte diese Handschuhe beinahe selber fühlen, wenn er einen der Sklaven kniff. Wo immer er hinging, seine Leibwächter folgten ihm auf Schritt und Tritt, und der Trainer, einer der Besten, muß ich dazusagen, war immer gleich neben ihm. Sein Vater hatte sich einen Trainer und zwei Sklaven über viele Jahre gehalten, und nun war es an der Zeit, daß der Sohn den »Sport« zu genießen lernte.

Er entschloß sich für einen sehr robusten Jungen und ein Mädchen.

Wenn ich sage, ein Junge und ein Mädchen, so rede ich wohlverstanden nicht von Kindern. Der Club und die angesehenen Auktionshäuser handeln aus einsichtigen Gründen nicht mit Kindern. Die privaten Trainer sind klug genug, sie nicht zu uns zu schicken. Wenn sich mal ein Teenager durch Tricks oder mit falschen Papieren reinschmuggelt, fliegt er auf der Stelle wieder raus.

Mit Jungen oder Mädchen meine ich eine Sorte von Sklaven, die unabhängig von ihrem Alter jung aussehen und sich jung benehmen. Es gibt dreißigjährige Sklaven, die sich als Jungen oder Mädchen qualifizieren. Und es gibt neunzehn- oder zwanzigjährige Sklaven, die sogar in Fesseln und gedemütigt ein Gebaren von solcher Ernsthaftigkeit und verletzter Würde bewahren, daß man sie als Frauen oder Männer anerkennt.

Wie auch immer, dieser achtzehnjährige Gebieter kaufte zwei sehr jugendliche, muskulöse Sklaven, und ich erinnere mich daran, weil er bei der Versteigerung des Mädchens den Club

überbot. Sie war eine jener sonnengebräunten, blonden Kreaturen, die niemals eine Träne vergießen, egal, wie hart sie bestraft werden, so daß der Gebieter immer mehr in Wallung gerät. Ich wollte sie unbedingt haben, und ich erinnere mich, daß ich etwas aufgebracht war, als ich sah, wie sie gefesselt und abtransportiert wurde. Der junge Gebieter sah es, und ich sah ihn zum ersten und einzigen Mal an jenem Tag lächeln.

Ich mache mir immer Sorgen um diese Sklaven, die an Privatbesitzer verkauft werden. Nicht, daß sie nicht vertrauenswürdig wären, diese Eigentümer. Um in einem angesehenen Sklavenauktionshaus oder bei einem angesehenen Privattrainer einkaufen zu können, muß man vertrauenswürdig sein, die Angestellten müssen getestet und gutgeheißen worden und das Haus muß sicher sein. Aber es ist einfach einsam und gruselig, nur einer von zwei oder drei Sklaven auf einem großen Landsitz zu sein.

Ich weiß es, denn ich habe es mit achtzehn erlebt. Egal, wie gutaussehend oder schön der Gebieter oder die Gebieterin auch sein mag, egal, wie häufig Partys oder andere Unterhaltungen stattfinden, egal, wie gut und energisch die Trainer sind, es gibt zu viele Momente, wo man mit seinen Gedanken allein gelassen wird.

Am Anfang fürchten die Sklaven den Club. Sie haben eine Heidenangst davor. Aber der Club ist eigentlich ein großer Mutterleib. Er ist eine riesige Gemeinschaft, wo niemand vernachlässigt wird und wo die Lichter niemals ausgehen. Kein wirklicher Schmerz oder Schaden wird irgendwem zugefügt. Im Club gibt es niemals Unfälle.

Aber wie gesagt, ich gehe zur Zeit nicht zu den Versteigerungen, und ich war schon seit einiger Zeit nicht mehr dort.

Ich bin einfach zu sehr mit meinen anderen Pflichten beschäftigt – dem Überwachen unserer kleinen Zeitung, *The Club Gazette*, und der Befriedigung der unersättlichen Nachfrage nach Andenken und Neuheiten, die im Clubladen verkauft werden.

Weißer Lederklatzchen, Strapse, Stiefel, Augenbinden, sogar Kaffeetassen mit dem Clubmonogramm – wir können einfach

nicht genug gestalten und liefern. Und diese Gegenstände enden nicht in Schlafzimmern irgendwo in den Staaten. In San Francisco und New York werden sie zusammen mit älteren Ausgaben der *Gazette* viermal so teuer wie ursprünglich verkauft. Das heißt, daß diese Souvenirs uns inzwischen repräsentieren. Um so wichtiger ist es, erstklassige Qualität zu liefern.

Dann sind die neuen Mitglieder bei ihren ersten Besuchen zu begleiten, und man muß ihnen die nackten Sklaven persönlich vorstellen.

Und dann ist da natürlich die überaus wichtige Schulung, das Training und das Perfektionieren der Sklaven, worin meine eigentliche Arbeit besteht.

Ein guter Sklave ist nicht nur ein durch und durch sexualisiertes Wesen, das bereit ist, dir jeglichen Wunsch im Bett zu erfüllen. Ein guter Sklave kann dich baden, massieren, mit dir reden, wenn du das willst, mit dir schwimmen, mit dir tanzen, dir Drinks mixen, dir dein Frühstück mit dem Löffel füttern. Du brauchst nur den entsprechenden Wunsch zu äußern, dann kannst du auch einen Sklaven haben, der fähig ist, Gebieter oder Gebieterin zu spielen und dich zum Sklaven zu machen, wenn dir der Sinn danach steht.

Nein, es bleibt mir keine Zeit mehr, zu den Versteigerungen zu gehen.

Und außerdem habe ich festgestellt, daß es ebenso spannend ist, die neue Sklavenlieferung abzuwarten und mir denjenigen auszusuchen, den ich trainieren will.

Wir kaufen riesige Mengen, mindestens dreißig auf einmal, wenn die Auktionen groß genug sind, und ich bin nie enttäuscht worden. Außerdem habe ich jetzt schon seit zwei Jahren die erste Wahl. Das heißt, ich wähle vor allen anderen Trainern denjenigen Sklaven aus, den ich selber ausbilden will.

Es kam mir vor, als kreise das Flugzeug schon seit einer Stunde.

Ich wurde immer ungeduldiger. Ich fühlte mich wie in einem existentialistischen Theaterstück. Dort unten ist meine Welt,

aber ich kann nicht hinkommen. Vielleicht habe ich mir das alles nur eingebildet. Warum zum Teufel können wir denn nicht endlich landen?

Ich wollte nicht mehr an den verträumten Mister Heile Welt in San Francisco denken oder an das andere Dutzend glattrasierter Gesichter, die ich in Dallas oder New York gesehen hatte. (War er tatsächlich auf dem Weg zu unserem Tisch im »Saint Pierre« gewesen, als wir so plötzlich aufbrachen, oder hatte meine Schwester das erfunden?) Ich wollte nicht mehr an das »normale Leben« oder die kleinen Ärgernisse der Ferienwochen denken.

Aber solange wir hier oben waren, zappelte ich im Netz. Ich konnte die Atmosphäre des Großstadtverkehrs nicht abschütteln, das endlose, oberflächliche Gerede, die Stunden mit meiner Schwester in Kalifornien und ihr Gejammer über Karrieren, Liebhaber, teure Psychiater und »bewußtseinserweiternde Gruppen«. All dieses Gewäsch über »Bewußtseinsebenen« und den »befreiten Geist«.

Und dann die Mißbilligung meiner Mutter, während sie die Liste für das Kommuniionsfrühstück zusammenstellte und meinte, wenn die Leute zur Beichte gingen, wären Psychiater überflüssig; altmodischer Katholizismus gepaart mit ihrem müden Gesichtsausdruck und der unveränderlichen Unschuld in ihren kleinen, schwarzen Augen.

Ich war noch nie so gefährlich nah drangewesen, ihnen alles über »dieses gewisse Kurheim« zu erzählen, das immer in den Klatschspalten erwähnt wurde, über diesen skandalösen »Club«, über den sie im *Esquire* oder im *Playboy* gelesen hatten. »Ratet mal, wer den gegründet hat. Ratet mal, was wir im Club mit »Bewußtseinsebenen« machen.«

Ach, traurig. Barrieren, die man nie beseitigen kann.

Man tut Leuten nur weh, wenn man ihnen die Wahrheit über Dinge sagt, die sie nicht verstehen können. Man stelle sich mal das Gesicht meines Vaters vor. (Er wäre sprachlos.) Und stell dir mal einen verwirrten Mister Heile Welt vor, der hastig den Kaffee und die Croissants im Speisesaal des Pacific Coast Hotel be-

zahlt. («Nun, ich denke, ich sollte dich jetzt nach San Francisco zurückfahren.») Nein, stell's dir lieber nicht vor.

Lieber lügen, und zwar gut, wie Hemingway sagte. Die Wahrheit zu sagen, wäre ebenso bescheuert, wie sich in einem vollen Fahrstuhl umzudrehen und zu sagen: »Also, wir sind alle sterblich; wir werden sterben, wir werden begraben und vermoorden. Also, wenn wir lebend aus diesem Fahrstuhl kommen ...« Wen interessiert das?

Ich bin fast zu Hause, fast okay.

Wir überflogen jetzt die Insel, und die Sonne spiegelte sich grell in der Oberfläche von einem halben Dutzend Swimmingpools. Sie blitzte auf den hundert Giebelfenstern im Hauptgebäude. Und überall in dem grünen Paradies unter mir war Bewegung, Leute auf der Krocketwiese und der Frühstücksterasse, kleine Gestalten, die auf den Reitwegen neben ihren reitenden Gebietern oder Gebieterinnen herliefen.

Endlich kündigte der Pilot die Landung an, eine freundliche Aufforderung, die Gurte anzulegen.

»Gleich sind wir da, Lisa.«

Ich fühlte, wie sich die Luft in der Kabine ganz leicht veränderte. Ich schloß die Augen und stellte mir einen Augenblick lang dreißig »perfekte« Sklaven vor, unter denen es mir ausnahmsweise schwerfallen würde, meine Wahl zu treffen.

Gib mir einen echt außergewöhnlichen Sklaven, dachte ich, eine wahre Herausforderung, etwas richtig Interessantes ...

Ich fühlte mich plötzlich aus unerfindlichen Gründen so, als müßte ich gleich zu heulen anfangen. Und in meinem Kopf geschah etwas. Wie eine kleine Explosion im Zeitlupentempo. Fragmente von Gedanken oder Phantasien, Bruchteile und Stücke, die von einem Traum zurückblieben. Aber worum ging es? Es verschwamm beinahe zu schnell, um es herauszufinden.

Irgendwie das Bild von einem Menschen, aufgebrochen, durchdrungen, aber nicht im wörtlichen Sinn. Eher wie durch ein delikates sadomasochistisches Ritual bloßgelegt – bis man die Hand ausstreckt und das klopfende Herz berührt. Ein Wunder, denn in Wahrheit hat man nie das klopfende Herz von

jemandem gesehen, und bis zu diesem Augenblick der Berührung hat man es einfach für ein Märchen gehalten.

Keine gute geistige Verfassung. Ein ziemlich unbehaglicher Gedanke.

Ich höre mein eigenes Herz. Ich habe den Puls von Hunderten und Aberhunderten von anderen Herzen gehört und gefühlt. Und egal, wie gut die Sklaven sind, egal wie exquisit, in zwei Stunden ist alles wie immer.

Darum will ich wieder hier sein, nicht wahr?

Das ist es, was ich mir wünschen sollte.

ELLIOTT

Die Anreise

Man sagte mir, ich solle die Kleider mitbringen, die ich tragen wolle, wenn die Zeit zur Abreise gekommen sei. Woher sollte ich wissen, wonach mir der Sinn stehen würde, wenn die Zeit zur Abreise gekommen war? Ich hatte einen Zweijahresvertrag mit dem Club unterschrieben, und ich dachte nicht darüber nach, wann ich abreisen würde. Ich dachte daran, wann ich ankommen würde.

Ich packte also ziemlich schnell zwei Koffer und zog die »entbehrlichen Kleider«, wie man mir gesagt hatte, für die Reise an. Dann packte ich noch das Übernachtungsköfferchen mit dem, was ich an Bord brauchen könnte.

Im letzten Augenblick warf ich noch meinen Smoking oben drauf, weil ich dachte, weiß der Teufel, vielleicht geh' ich nach Monte Carlo, wenn es vorbei ist, und verspiele jeden Pfennig, den sie mir für die zwei Jahre bezahlt haben. Es schien genau das Richtige zu sein, was man mit diesen hunderttausend Dollar machen konnte. Ich meine, es war einfach absurd, daß sie mir überhaupt etwas bezahlten. Ich hätte sie bezahlt.

Ich packte auch mein neues Buch ein, selbst wenn ich nicht recht wußte, wozu. Es mochte noch immer in ein paar Buchläden zu kaufen sein, wenn ich wieder rauskam, falls die Kriege im Mittleren Osten noch immer im Gange waren. Fotobücher hatten die Tendenz, eine Weile herumzuliegen, aber man konnte ja nie wissen.

Ich hatte einfach die Vorstellung, ich müßte einen Blick hineinwerfen, sobald ich den Club wieder verließ, vielleicht sogar im Flugzeug ein bißchen darin blättern. Vielleicht war es wichtig, mich daran zu erinnern, was ich gewesen war. Würde ich